

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Nöthen-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Böhm. Post-Vermeern.

Literatur des Auslandes.

N^o 136.

Berlin, Montag den 13. November

1837.

Frankreich.

Schwester Beatrice.

Eine Legende von Ch. Nodier.

Noch vor zwei Decennien war jeder gebildete Franzose der festen Meinung, daß aller Reichthum poetischen Stoffes einzig und allein in dem Schacht einiger gangbarer mythologischer Wörterbücher anzutreffen wäre, und die klassische Einseitigkeit ging so weit, daß ein seltener Name aus dem gelehrten Pflanzhaus, eine Fabel, die sich nicht im Palaeus fand, oder eine anmuthige Erzählung, die ihre Abkunft von dem Chaos und den Verwandlungen des Doid nicht nachweisen konnte, mit einem Worte, jedes dichterische Erzeugniß, das nicht die staubige und plattgetretene Heerstraße der Griechen- und Römer-Poesie geben wollte, für eine Fehlgeburt der Unwissenheit und Barbarei verschrien wurde. Hatte man genug geredet und gedichtet von den Titanenkämpfen, den Schicksalen des Phäon und Meleager, den Labdaciden und Danaiden, von dem Hause des Pelops und Atreus und anderen verurtheilten Herrscher-Familien, welche die Ueberlieferung des Alterthums und die slavische Lyra der Neueren nach dem Spruche des Schicksals dem Dokus zuwies, so blieb keine andere Wahl übrig, als von vorn anzufangen, und die Schulen wurden nicht milde, diese schönen Mythen, welche nicht die geringste Nahrung für Verstand oder Gemüth enthielten, aber mit dem süßen Wohlklang hellenischer Rhythmen dem Ohre schmeichelten, mit bewundernswürdiger Geduld von neuem zu bekaufen und sich anzueignen. Bald war es die merkwürdige Geburt des Dionysos aus der Hüfte des Göttervaters, bald des Tantalus Sohn, den die Götter anbeißen und mit essendrienernem Schulterblatt kurieren, dann wieder Deukalion, der aus den Rippen seiner großen Mutter (der Erde), d. h. durch rückwärts geworfene Steine, ein neues Geschlecht ins Daseyn ruft, und tausend dergleichen ungerühmte und ungenießbare Fabeln, deren lächerliche oder gar schmutzige und gotteslästerliche Einzelheiten man kennen mußte, um nicht in den Augen der Gesellschaft für einen Idioten zu gelten. Dafür gab es aber auch Belohnungen und Prämien für das Kind, dessen Gedächtniß glücklich genug war, die größtmögliche Zahl solcher klassischen Quisquilien aufzunehmen, und der erste Geistliche seiner Parodie hielt, wenn ich mich dessen recht entsinne, die Sache für wichtig genug, ihr das Siegel des priesterlichen Segens aufzudrücken. Und diese Abkumpfung und Erniedrigung aller Seelenkräfte wagte es, sich den Namen der Erziehung beizulegen!

Die geistigen Interessen der Völker hatten indeß seit Jahrhunderten eine ganz andere Richtung genommen, als die, welche sich mit den kindischen Märchen des Heidenthums abfinden ließen; die Sokratische Ironie hatte den hoblen Höhen der Dichtungzeit den Todesstreich gegeben, Lucianische Sarkasmen sie in den Staub gestürzt. Ein neuer Glaube war emporgetaucht, ernst, majestätisch, ergreifend, voll überirdischer Geheimnisse und Hoffnungen des Jenseits; in das Menschenherz hatten sich Gefühle gefestigt, die dem Alterthum fremd waren: heiliger Glaubens-eifer, echte Selbsterfreier, Liebe zu den Brüdern, Mitleid und Verschämlichkeit des Christen. Eine Poesie, welche diesen Gefühlen entsprach, hatte sich mit erzeugt, hatte sich ihren selbstständigen Kreis von Geschichte und Sage gebildet. Warum fand diese neue Quelle himmlischer Begeisterung und tiefster Erregbarkeit keinen Eingang bei jenen Werkstätten, welche durch ihre Erzählungen aus der langweiligen Wirklichkeit in das Land der Ideale versetzen wollten? Die einzig richtige Erklärung liegt in der fortschreitenden Abnahme jener heiligen Einsicht, der die ersten christlichen Jahrhunderte ihre reinsten Genüsse verdankten und ohne welche es keine wahre Poesie giebt. Denn das dichterische Leben einer Nation beruht auf zwei wesentlichen Elementen, dem ungefärbten Glauben des Dichters an seine Erzählung und dem nicht minder festen Glauben des Hörers an den Inhalt des Vorgetragenen. Wo dieses Vertrauen und die gegenseitige Sympathie der für einander organisierten Naturen fehlt, da ist die Poesie ein eistler Klang, armelige Kunst gedrechselten Silbensalles, und das ist zugleich der Grund, warum wir keine Poesie im einfältigen und ursprünglichen Sinne des Wortes besitzen und noch lange nicht besitzen werden, wenn sie überhaupt je wiederkehren sollte.

*) Man sieht, daß der gelehrte Franzose sich wenig um die Resultate deutscher Mythensforschung gekümmert oder sie absichtlich ignoriert hat. Wie dem auch sey, die Schriften eines Creuzer, Welker, Ottfr. Müller u. A. dringen dafür, daß die Hellenischen Mythen unter ihrer oft paradoxen Außen-seite einen tieferen Gehalt und eine innvollere Verwandtschaft mit dem Orient dem Ohre deuten erschließen, der sie zu deuten versteht. Num. v. d. Ueb.

Um aber einen schwachen Begriff von dieser Einsicht zu bekommen, muß man die alten Chroniken ehrlicher Mönche nachschlagen oder in einem abgelegenen Gebirgsdörflein an dem Herde einer unverdorbenen Bauernfamilie seinen Platz wählen. Hier werden die erhebenden und herrlichen Ueberlieferungen, deren Gültigkeit zu bestreiten Niemanden beifällt, die sich, gleich einer alten Erbschaft, von einem Geschlecht aufs andere fortpflanzen, wie das hochverehrte und untrügliche Wort der Greise sie giebt, mit Treue bewahrt. Fruchtlos bleiben die bespöttelnden Einwürfe einer unreifen, seivolten Aufklärerei, welche, ohne etwas von Grund aus zu verstehen, dennoch keinen Glauben schenkt, weil sie die Geheimnisse des Uebemnatürlichen mit ihrem Verstande nicht wollte und den Zweifel gewann. Diese Landleute machen ihre Sagen zu keinem Gegenstande von Erörterungen; sie wehren dem Richterpruch einer anmaßenden Vernunft und einer absprechenden Philosophie den Zugang, binden sich an keine Gränze alltäglicher Wahrscheinlichkeiten, selbst nicht an das Gebiet der Möglichkeit; denn was jetzt nicht geschieht, meinen sie, konnte gewiß ehemals geschehen, als die Welt in ihrer Jugend und Unschuld noch werth war der Wunder, die Gott für sie that, als die Engel und Heiligen unter die einfachen und reinen Erdenbürger, deren Leben zwischen Arbeit und frommen Werken getheilt war, sich, ohne ihrer himmlischen Würde zu viel Abbruch zu thun, mischen durften. Diese Erzählungen bedürfen für sie auch keines weiteren Stempels ihrer Glaubwürdigkeit; es reicht das Zeugniß des Großvaters hin, der sie wieder von dem seinigen weiß, und so aufwärts bis zu dem Ahn, der Augenzeuge war, und in dieser Stammtafel ehrwürdiger Patriarchen, die in der Scheu vor Sünde aufgewachsen sind, hat es nicht einen gegeben, den man der Lüge zeihen könnte.

Freunde, die Ihr einen Funken von dem göttlichen Leben, das dem Menschen am ersten Tage seiner Schöpfung zu Theil geworden, in reiner Brust bewahrt, die Ihr ein Herz für Glauben und Liebe habt und in der allgemeinen Verzeiwung unseres Geschlechts nicht an Euch und der Zukunft verzweifelt, Euch fordere ich zur Theilnahme an den genußreichen Legenden auf, die das glückliche Leben verfloßener Jahrhunderte, welche kein Wissen, aber Tugend hatten, uns ins Gedächtniß zurückrufen; aber ohne Säumen, weil es noch heute ist, ebe die Entwicklung, die einmal begonnen, ihren reisenden Fortgang nimmt. Was Horaz vom leidlichen Tode sagt, das gilt jetzt von der Erziehung der Jugend, dem moralischen Tode alles geistigen Wachstums, der mit undarmberzigem Fuße selbst an die niedrigste Hölle pocht. Schon drängen mit Macht alle Uebel, welche der durch die Presse unermesslich erweiterte literarische Verkehr in seinem Gefolge hat, in die entlegensten Wohnungen alter Zucht und Schaam, und wie lange wird es währen, so hat die im Keime schon vergiftete Welt, welche uns Licht ist, den magnetischen Pol einer Unioersalsprache gefunden und ihren Gott verloren. Drum, Freunde, ohne Säumen an eine Dichtbüchse der Volks-Poesie, ebe dieselbe mit Schaam ihrer Nothheit inne wird und sich, wie Eva, als sie das Paradies verlor, mit einem Feigenblatt bekleidet.

In den höchsten Theilen des Jura, auf seinem westlichen Abhang, wurde man noch vor einem halben Jahrhundert einen Trümmerhaufen gewahrt, der von dem Daseyn der Kirche und des Klosters unserer Lieben Frauen zum blühenden Dorustrauch stummtes Zeugniß gab. An dem Ausgang einer engen und tiefen Schlucht gelegen und vor den kalten Nordwinden durch seine Lage geschützt, brachte dieser Punkt jährlich die seltensten Blumen der Gegend hervor. Eine halbe Stunde davon, an der entgegengesetzten Seite, wird man ebenfalls die Trümmer eines Herrenhauses ansichtig, das gleich dem Gotteshaufe in Verfall gerathen ist. Das Einzige, was man von ihm weiß, ist, daß es von einer durch Waffentrubm ausgezeichneten Familie bewohnt war, und daß der letzte seiner adeligen Besitzer bei der Eroberung des heiligen Grabes seinen Tod gefunden, ohne einen Stammhalter seines Geschlechts zu hinterlassen. Die trostlose Witwe zog nicht weg von dem Hause der Trauer; der Ruf ihrer Frömmigkeit verbreitete sich mit ihrem Wohlthun in die Weite und erhielt sich in der Tradition des umwohnenden Volkes, das, obgleich es alle andere Titel vergessen hat, sie noch jetzt die Heilige nennt.

An einem jener späten Wintertage, wo der blaue Himmel und die milde Luft gleichsam die Vorfeier des Frühlings begeben, wandelte die Heilige, wie gewöhnlich ersten Betrachtungen nachhängend, unter den Bäumen der langen Schloß-Allee, deren Ende mit Dornensträuchern umbezt war, und ihr Staunen schien nicht gering, als sie das Gedächtniß in voller Blüte fand. Sie beschleunigte ihre Schritte, um sich zu überzeugen, ob vielleicht der zurückgebliebene Schnee ihr das Blendwerk bereite; aber ihr Gesicht hatte sie nicht getäuscht, das Ge-

Sträuch war mit zahllosen duftenden Blüten wie beschüttet, und sorgfältig löste sie ein Nestlein ab, um es der von früher Jugend hochverehrten Gottesmutter, die in ihrem Andachtszimmer hing, als die Gabe eines reinen Herzens zu bieten, und lebte frohlich heim. War dieser Zoll kindlicher Verehrung der Himmelkönigin nun wirklich angenehm, oder brachte der Erguß der Gefühle zum Gegenstande ihrer Neigung eine erhöhte Stimmung in ihr hervor, genug die Schlossdame hatte niemals so unaussprechliches Entzücken als an diesem Abende gefühlt. In ihrer Freude gelobte sie, täglich denselben Weg zu machen, um der Madonna immer frische Kränze verehren zu können, und man wird nicht zweifeln, daß sie ihr Gelübde treulich erfüllt habe.

Eines Tages indeß, als die Sorge für die Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich vom Schloß entfernt gehalten hatte, spürte sie sich vergebens, ihr Dorngebirge zu erreichen; die Nacht war schneller hereinbrochen, und sie fühlte einen Anflug von Neue, sich allein in die Wildnis zu geben, als plötzlich ein stiller, reiner Glanz, wie das Licht des jungen Tages, das blühende Gebüsch erleuchtete. Sie hielt einen Augenblick ihren Schritt zweifelhaft an und kam auf den Gedanken, daß, wenn es nicht Johanniskörnerchen wären, die sich so ungewöhnlich früh, wo die Nächte noch so kalt sind, herausgewagt hätten, eine Räuberbande sich hier könnte verborgen haben. Doch trat ihr das Gelübde vor die Seele, belebte ihren Muth, und mit zurückgehaltenem Athem nahte sie dem Gebüsch, saß zitternd einen Zweig, der ihr ohne allen Widerstand wie von selbst in die Hand zu fallen schien, und nahm hurtig, ohne sich nur umzublicken, den Rückweg zum Schlosse.

Die ganze folgende Nacht dachte die Dame über diese Erscheinung nach, und von dem Wunsche, hinter das Geheimniß zu kommen, ganz ergriffen, ging sie am folgenden Tage um dieselbe Stunde in Begleitung eines treuen Dieners und des greisen Hauskaplans zum Sitze des Rathes. Dasselbe milde Licht zeigte sich wie gestern, je lebhafter und strahlender, je näher sie kamen, so daß sie einen überirdischen Ursprung desselben vermutheten und auf ihre Kniee sanken. Der fromme Priester erhob sich darauf allein, that unter Absingung eines Kirchenliedes einige Schritte vorwärts und bog die nachgiebigen Knien des Gebüschs ohne Mühe aus einander. Sprachlos, von Freude und Erkenntlichkeit durchdrungen, standen sie anfangs wie angewurzelt bei dem Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. Ein Bild der Jungfrau war es, einfach aus grobem Holze geschnitten, von einem wenig gelbten Pinsel mit Fleischarbe überflücht und mit Gewändern ländlicher Wohlhabenheit bekleidet, das seinen Silberschein über die Gegend ausgoß. „Wir grüßen Dich, gebenedeite Jungfrau“, sagte endlich der Kaplan mit tiefer Bewegung, und das harmonische Gesäusel der Zweige begleitete seine Ausrufe, als ob sie von den himmlischen Heerschaaren wiederholt würde. In feierlichen Weisen stimmte er darauf die Litanei an, eines jener herrlichen Lieder, in denen der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie redet, und nach diesen Zeichen seiner Verehrung nahm er das Bild von seinem Platze, um demselben im Schlosse einen würdigeren Aufenthalt anzuweisen. In sein Gebet einstimmend, folgten die Dame und der Diener langsamen Schrittes, mit gefalteten Händen und zur Erde gesenkter Stirn.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß man dem Gnadenbilde eine kostbare Nische einräumte, mit wohlriechenden Kerzen es umfleckte, ihm Weihrauch streute, eine goldene Krone aufs Haupt setzte und es bis tief in die Nacht mit heiligen Liedern willkommen hieß. Am anderen Morgen aber war es verschwunden, und der Schrecken der Gläubigen, die sich durch den neuen Fund wunderbar gestärkt fühlten, läßt sich kaum beschreiben. Welche verborgene Sünde konnte dem Schlosse der Heiligen diese Ungnade zugezogen haben? warum hatte es die Gottesmutter verlassen und welchen anderen Aufenthalt gewählt? Der Leser wird es errathen. Sie hatte den bescheidenen Sitz in ihrem Lieblingsgebüsch der Pracht einer weltlichen Behausung vorgezogen. Alle Schloßbewohner versammelten sich in der Abendstunde dahin und fanden sie strahlender als Tages vorher. In andächtiger Stille sanken sie vor ihr hin, und die Schlossfrau begann: „Allmächtige Himmelkönigin, ich erkenne, daß Du diese Stätte zu Deinem Heiligthum ausersehen hast; Dein Wille geschehe.“ Und in kurzem erhob sich um das Bild eine Kirche, an dem die höhere Baukunst christlicher Jahrhunderte alle Reichthümer ihrer von ewigen Gedanken befruchteten Einbildungskraft verschwendete. Die Großen der Erde wollten sie mit Geschenken verberlichen, und Könige weiheten ihr ein goldenes Tabernakel. Durch die ganze Christenheit verbreitete sich der Ruf ihrer Wunder und lockte in das Thal eine Menge andächtiger Frauen, die zu einer Ordensregel zusammentraten. Die fromme Witwe, mehr als jemals von dem Strom göttlicher Gnade, der auf sie herabfloß, gerührt, konnte den Titel einer Superiorin des neuen Klosters nicht ausschlagen und starb in diesem Amte, hochbetagt, nach einem Leben voll guter Werke und christlicher Hingebung, wie ein Opferdurst an den Altären der Jungfrau ihre Seele verbrauchend.

So geben die Chroniken des Landes den Ursprung der Kirche und des Klosters Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch einstimmig an.

Zweihundert Jahre waren seit dem Tode der Heiligen verstrichen, und eine Jungfrau aus ihrer Familie war nach dem Herkommen sororencost. d. h. Aufricht führende Schwester im Tabernakel, das sie an hohen Festtagen den versammelten Schaaaren zur Andeutung aufschloß, dessen Säuberung und abblühende Ausschmückung ihr oblag; Staub und hilderschänderische Fliegen hatte sie zu verstreuen und, um Altar und Krone damit zu umwinden, Blumen von der reizendsten Form und den leuchtendsten Farben zu sammeln, welche, zu sinnigen Kränzen und Stränken vereinigt, durch das nach Osten geöffnete Hauptfenster der Kirche die liegenden Blumen der Wiese, in Aue und Purpur gekleidet, die gaukelnden Schmetterlinge sich zur Gesellschaft luden. So wie aber die Blüthenzeit des Dornstrauchs kam, erhielt er vor allen andern Gaben des Frühlings den Vorzug; war sie vorüber, so legten die ge-

schickten Nonnen, welche der Natur das Geheimniß abgesehen, den Strauch, von seidenen Stoffen bereitet, mit Silberband durchzogen, in den Schooß der Heiligen, und gewiß hätten sich die Schmetterlinge zuweilen durch die Reiblichkeit täuschen lassen, wenn sie auf diesen erweichten Blüten, die nicht für sie gemacht waren, auszuruhen gewagt hätten. Die Schwester Aufsieherin hieß damals Beatrix. Höchstens achtzehn Sommer alt, hatte sie kaum sagen hören, daß sie schön sey; denn mit fünfzehn Jahren war sie in das Kloster, rein wie dessen Blumen, gekommen.

Beatrix hatte jenes glückliche oder unglückliche Alter erreicht, wo das Herz eines Mädchens flücht, daß es zu lieben bestimmt sey; aber dieses anfangs noch unbegriffene Bedürfnis machte sie nur gespannter für ihre Pflichten. Damals außer Stande, sich ihre geheimen Empfindungen zu deuten, sah sie in ihnen nur den Trieb nach größerer Jungfräulichkeit für die angebetete Jungfrau und beschuldigte sich des Mangels an Eifer für den Gegenstand ihrer Liebe, weil ihre Gluth sich nicht bis zur Verflüchtung, ja bis zum Wahnsinn steigern wollte. Diese andächtige Sehnsucht, die sich zum Himmel schwang, weil sie auf der Erde noch nichts dieser leidenschaftlichen Zuneigung Würdiges gefunden hatte, bemächtigte sich aller ihrer Gedanken und Gefühle in dem Grade, daß, wenn sie mit wachen Sinnen genug von der ungratbaten Herrlichkeit der Geisterwelt geträumt hatte, selbst in den Träumen geheimnißvoller Bilder und Gestalten sie gaukelnd umschweben. In diesem Zustande fand man sie in ernstem Gebete vor dem Tabernakel knieend, Thränen erfließen ihre Stimme oder beneigten die Schwelle des Heiligthums, und lächelnd mochte die Liebreiche von ihrem Sternenthron auf diese glückliche Anschuld niederschauen, der sie nach schweren Verirrungen und Prüfungen ihre mütterlichen Arme nicht zu versagen beschloffen hatte.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, welcher den Schleier von dem Geheimnisse hob, unter dem es für Beatrix bisher sich verborgen hatte. Ein junger Edelmann aus der Umgegend war in dem Walde von Räubern überfallen und daselbst für todt zurückgelassen worden, und obgleich die Klosterknechte nicht die geringste Hoffnung hatten, sein Lebenslicht, das jeden Augenblick zu erlöschen drohte, erhalten zu können, trugen sie ihn dennoch in das Krankenzimmer. Um die damalige Zeit verstanden die Rittersichter das Nichtigste von dem wundärztlichen Heilverfahren, und Beatrix, darin nicht fremd, wurde von den Schwestern dem auf den Tod Verwundeten zur Pflege geschickt. Sie brachte gleich den ganzen Vorrath ihrer ärztlichen Kenntnisse in Anwendung, zählte aber mehr auf die Allmacht und das liebevolle Eingreifen Mariens und erlangte durch die gewissenhafte Hut des Kranken, dem sie alle übrige Zeit, die sie ihren frommen Übungen entziehen konnte, unermüdet schenkte, den gewünschten Erfolg. Raymond schlug seine Augen wieder zum Lichte auf, erkannte seine Retterin, die er in dem Schlosse ihres Vaters einigemal gesehen hatte, und legte ein leidenschaftliches Bekenntniß seiner längst gehegten und von den beiderseitigen Aeltern einst gebilligten Liebe vor dem zitternden Mädchen ab. Beatrix blieb stumm, ohne für ihre Gefühlte Worte finden zu können. Sie entwand sich den kraftlosen Armen Raymond's und eilte in ihrer Verflüchtung zu den Fläken der Jungfrau. Aber sie fühlte in ihren Adern ein fremdes Feuer wüthen, das mit irdischem Begehren an den Stülzen ihres Glaubens leckte und sie in Wähe zu verwandeln drohte. Sie weinte heiße und bittere Thränen, lag stundenlang mit gebrochenem Herzen auf ihren Knien, aber die Flamme wollte sich nicht kühlen. Einen Theil ihrer Zeit brachte sie noch immer bei dem Kranken zu, dessen zunehmende Besserung nicht mehr ihre unausgesetzte Sorgfalt erbeischte.

Einst in der späten Abendstunde, wo alle Schwestern sich bereits in ihre Betten zurückgezogen hatten und nur die fromme Witwe im Innern emporstieg, nahm Beatrix jügernden Ganges den Weg nach dem Chor, und indem sie die Leuchter auf den Altar niederlegte, öffnete sie mit bebenden Händen den Eingang zum Tabernakel, und abwärts gewendet, als fürchtete sie, daß die Himmelkönigin sie mit dem Blick ihres Auges vernichten könnte, kniete sie mit niedergeschlagenen Blicken und zitternden Gliedern hin und versuchte zu beten; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, wurden von Schluchzen unterbrochen. Sie verdirgt ihre Stirn in den Händen, ringt umsonst nach Ruhe und entweist mit höchster Anstrengung ihrem übervollen Herzen einige unzusammenhängende Laute, ohne daß sie recht weiß, ob sie ein Gebet oder eine Gotteslästerung ausspricht: „Gnadenreiche Wohlthäterin meiner Jugend, bisher meine einzige Liebe und für immer die Gebieterin meines besseren Ich, warum hast du deine Beatrix verstoßen? den schwarzen Leidenschaften des Abgundes sie zur Beute werden lassen? Dein allsehendes Auge weiß, daß ich nicht ohne blutigen Kampf die Waffen gestreckt habe; aber es ist geschehen, unwiderstlich geschehen; fortan werde ich nicht mehr in deinem Heiligthume wachen, weil die Unheilige es nicht verdient. Ich ziehe fern von deinem Antlitze, den Stachel in der Brust, die Dual über die verlorene Unschuld, die selbst deine reine Hand in das entweihte Herz nicht mehr zurückführen kann. Maria, Schmerzensmutter, neige dein Ohr meinem Flehen, deine Theilnahme meinen Thränen, die bezeugen mögen, daß ich mit dem feigen Verroth meiner Sinne nicht einverstanden war, und nimm die letzte meiner Bitten an wie die bisherige auf, oder, war mein Eifer für deine Altäre einiger Erkenntlichkeit werth, tödte mich, ehe ich diese Schwelle überschritten habe.“ Mit diesen Worten erhob sich Beatrix und nahte dem heiligen Bilde, schmückte es mit neuen Blumen und verbergte die alten, zum ersten Mal zitternd über die fromme Handlung, zu der sie kein Recht mehr hatte, unter wiederholten Küffen in ihrem Stapschuh, um sich nie wieder von ihnen zu trennen. Noch einen Blick warf sie auf das Bild und floh mit einem Schrei des Entsetzens.

Die folgende Nacht sah den schönen verwundeten Ritter und eine junge Nonne, die ihr Gelübde gebrochen, von müdigen Maffen gezogen, das Kloster in Eile verlassen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Éléments d'Algèbre. — Von Bourdon. Sie Aufl.
 Essai sur la déclamation oratoire et dram., suivi d'une nouvelle méthode curative du bégaiement et de tous les vices de la parole. — 6 Fr.
 Études élémentaires de la Musique. — Von Damour und Burnett. Vollständig in 43 Lief. 11/2 Fr.
 Olinde et Sophronie. — Trauerspiel von P. J. B. Dalban.
 Le fat dupé. — Schauspiel in 2 Akten, von J. Deligne. Cambrai.
 L'Officier bleu. — Drama in 3 Akten, von Foucher und Alboize.
 Expériences comparatives faites à Gavres en 1836 entre des bouches à feu en fonte de fer d'origines française, anglaise et suédoise.
 Cours élémentaire de Culture des Bois. — Von Lorenz. Zweite Auflage. 7 Fr.
 Traité pratique des émissions sanguines. — Von P. J. L. Magistel. 7 Fr.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Schluß.)

Ich ging mit tausend Gedanken im Kopfe. Das junge Mädchen hatte mir mit solcher Begeisterung die lieblichen und erhabenen Naturschönheiten ihres Vaterlandes geschildert, die Berge und Seen von Wicklow, Kilkarny und Gungariff im Süden, die Gestade von Antrim und den Giant Causeway im Norden, daß meine Phantasie ganz davon eingenommen war. — Ich konnte nicht umhin, die Aufnahme, die ich bei Irländern gefunden, mit der in England zu vergleichen. Warum ist der Engländer überall so feif, so kalt, so zurückhaltend, so wenig mittheilhaftig? Wie der jüngste Sohn eines Gasconischen Landjunkers, der in der Hauptstadt viel von seinem Gute und Schlosse geprahlt hat, verlegen und verdrießlich wird, wenn ein Besuch ihn auf seinem Neste in der Provinz überrascht, so scheint es beinahe, so ist England. Es prunkt dem Auslande gegenüber mit seinem Reichtume, mit seinem Luxus, aber es begegnet den Ausländern unfeindlich, wenn sie kommen und in der Nähe bewundern wollen, was sich aus der Ferne, jenseits eines Meeresarmes, so herrlich ausnimmt; wenn sie kommen, den Charakter und Zustand der Nation zu studiren, nicht in den Klubs, nicht in den Salons, nicht in den Galastunden, wo Britannia sich in ihrem höchsten Puke zeigt, ganz dufend von Windsor-Seife und Rosenwasser, wo man sich durch Gänge und Vorzimmer, voll goldberesteter und gepudertes Katakien, zu ihr drängen muß; sondern wie man allein große Männer und große Völker kennen lernen kann, in ihrer Privatheit, im Schlafrock, in der ungekünstelten Gestaltung des Privatlebens, im täglichen Handel und Wandel, im Kramladen, in der Taverne, auf offener Straße. Das will England nicht leiden, so betrachtet und gemustert zu werden. Wenn der Ausländer sich nicht begnügen will, die fertigen, zubereiteten Vorstellungen aus der großen Welt für Wahrheit anzunehmen und zu seinen Landsleuten beimzutragen, wenn er Aufschlüsse über das Englische Leben in den niederen Volksklassen, bei den sogenannten gemeinen Leuten sucht, mit wie theurem Lebzgeld, mit wie bitteren Kränkungen und Beleidigungen muß er jede Erfahrung und Entdeckung erkaufen. French dog! ruft ihm der Dunkel nach, der sich, von Spanischen Weinen bezechet, auf den Straßen herumtreibt; French dog! ruft der bezahlte Pöbel in seinem Staube von Aale und Vortel. Austreiben möchten sie den Fremdling, wenn er Miene macht, sich näher zu ihnen zu gesellen. Warum? habe ich lange gefragt und glaube nun endlich die Antwort zu wissen. Hinter dem Lärm, den England mit seiner Industrie, hinter dem Prunk, den es mit seinem Reichtum treibt, hat es einen Schaden zu verbergen, dessen es sich schämt; der Mantel aristokratischen Stolzes, in den es sich einhüllt, soll die Geschwüre verdecken, die an seinem Leibe krebren, die gräuliche Volks-Armuth und die noch gräulichere Prostitution.

Ja wohl, die Armuth und die Prostitution! In den größten, reichsten, gewerbsamsten Städten des Landes sah ich das Elend beider; sie geben neben einander und werden eines in ihren zerstörenden Wirkungen. Nirgend ist die Armuth häßlicher, widerwärtiger, als in London, Manchester und Liverpool; es ist keine nackte Armuth, die reines Mitleid erregt, sondern eine vermummte, die sich verleugnen möchte, die sich in alte abgetragene Fetzen des Luxus kleidet, in Hut und Handschuh, in schwarzen Fraet, Kaschewirshawl und seidene Robe. Aber der Hut ist schmutzflüchtig und rissig, der Shawl ist verblüht, das Kleid sitzt nicht, der Besatz schleppt in Falteln auf dem Boden nach, das schwarze Tuch ist bis auf den letzten Faden durchgerieben, die Taschen flaffen, die Strümpfe fallen über die Ferse herab, zu den durchlöchernten Handschuhen sehen die Finger, zu den Stiefeln und Schuhen die Fußzehen hervor. In solchem Aufzuge wird die Armuth erst erbärmlich. Die Straßen in den großen Englischen Städten geben das Bild eines wandernden Trüdelmagazins, wo lauter vom großen Herrn auf den Bedienten und von dem Bedienten auf irgend einen armen Teufel herabgekommene Kostüme sich durch einander treiben. Mehr als Ein Robert Macaire spielt in dieser schmutzigen Betteltracht seine plumpe Sündenrolle, und mehr als Ein Geschöpf, in Federhut und Schleier, redet Dich im Vorüberstreifen an, während die dürreren Hände den Shawl um die nackten Schultern heraufstreifen: I am hungry — mich hungert! Die Armuth ist die ältere, die Prostitution die jüngere Schwester; die offene Strafe ist beider Gebiet, da treiben sie ihr Wesen; die Polizei sieht nichts, hört nichts, sie hat nichts damit zu thun. Man hat eine Statistik der Prostitution in Paris und Frankreich entworfen, den Umfang bestimmen können, welchen sie erreicht hat. Und würde ein zweiter Porent-Duchatelet auf, er wäre nicht im Stande, dasselbe für London zu leisten. Hier herrscht sie in riesenhafter Ausdeh-

nung; man sieht nicht ab, wo sie anfängt, noch wo sie aufhört; über ganz England schlingt sie ein Netz des Schmutzes und der Sünde, dessen erste glänzende Ringe die Courtesanen mit den nackten blendend weißen Schultern im Drury-Lane-Theater halten, während die äußersten Fäden sich in Fabrikstädten und Seebäsen im Kothe der Winkelgäßchen verlieren. Das Gesetz Englands schweigt; es schlägt nicht, es straft nicht, es wehrt dem entsetzlichen Mißbrauche der menschlichen Freiheit nicht. Mag Britannien durch seine tausendstimmige Presse, durch die fremden von seinem Golde gedungenen Organe, mag es durch den Reichtum und die Verschwendung seiner Lords, deren Equipagen auf allen Europäischen Heerstraßen rollen, den anderen Völkern zu imponiren suchen, mag es sich seiner Industrie, seiner Erfindungen, seines Maschinenwesens, seiner Legionen geschickter Arbeiter, seiner reichen Kenner, seiner klünnen Betritte, seiner Jachs-Jagden, der Schläffer und Parls seiner Aristokraten, seiner großartigen tugendhaften Weiber, seiner Kunstschätze an goldenem und silbernem Geräth, seiner Seebäsen, seiner Ostindienfabrer rühmen und auf den donnernden Fluthen des Decans, dessen Königin die stolze Britannia sich nennt, das donnernde Rale Britannia ausstimmen. Immerhin, der Stolz ist gerecht, aber gerecht ist auch, die Rehrseiten dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wie Schmutz und Rost den Marmor und das Erz der stolzeften Monumente zernagt, so an dem Gebäude der hochgepriesenen Englischen Civilisation jene beiden großen Krankheiten, für welche keine Heilung abzusehen ist.

Warum sieht Irland, das arme, unterdrückte, entblöhte Irland, es gern, daß Fremde zu ihm kommen? warum empfängt es sie mit offenen Armen und verheißt ihnen nichts? Fragt einen Irländer nach etwas, was sein Vaterland betrifft, und das Herz sht ihm auf der Lippe; er giebt Euch jede verlangte Auskunft, und oft noch mehr. Und dieses Volk, das seine Gäste so freundlich aufnimmt, das ihnen so viele Zuversicht, Ehrlichkeit, Borzugesüß beweist, dieses Volk in einem von Gott mit Fruchtbarkeit und Naturschönheit reich ausgestatteten Lande wird gleichwohl von den Ausländern gering geschätzt; man geht daran vorbei, man würdigt es kaum eines Durchfluges. — Die Insel ist reich an Ruinen und Denkmälern aus alter Zeit; neben Gotthischen Kapellen und Abteien aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert findet man die rohen, riesenmäßigen Steinbauten aus der Celtisch-Druidischen Zeit; die Dänen, die Sachsen, die Anglo-Normannischen Eroberer, die Religionskriege, die Grausamkeit Heinrich's VIII. und seiner Tochter Maria, der zerstörende biberfürmerische Fanatismus der Soldaten Cromwell's, religiöse und politische Verfolgungen noch im vorigen Jahrhundert haben Irland heimgesucht und seinen Boden mit interessanten, historisch merkwürdigen Trümmern bedeckt; warum reisen die Archäologen nicht hin und suchen sie auf? — Wer hätte nicht die klaren Seen Irlands rühmen hören mit ihren zahllosen grünen Inseln; seine Wasserfälle, oft 200 Fuß hoch, an Felsenwänden, die das Geisblatt überfließet und der Vogelbeerbaum mit seinen rohen hängenden Traubenschmückt; seine Berge, woran die Nebel und Wolken in wunderbar und schauerlich gestalteten Massen lehen; seine Steintlippen, mit rothem Haidekraut überdeckt, die am Rande steiler Abgründe drohend überhängen; seine sechshundertjährigen Riesenhäuser, die in den Trümmern alten Gemäuers wurzeln; das Grün seiner Wälder und seiner mit Alee bedeckten Wiesen, das in der Welt seines gleichen nicht findet. Und wenn Ihr zu den Hütten tretet, die in den Thälern, am Abhange der Hügel, am Fuße der rauschenden Wasserfälle zerstreut liegen, so begegnen Euch schöne weibliche Gestalten von schlanken, kräftigem Wuchs, weißer Haut, die großen blauen Augen von langen Wimpern überschattet und von feinen schwarzen Brauen überwölbt; eine schöne, reine, ursprüngliche Mischung Celtischen und Sächsisch-Normannischen Typus; blonde Lockenköpfe, wie sie Lawrence nicht lieblicher gewalt hat, andere wieder mit stolzer schwarzer Lockenfülle wie Schaffer's Judith. Es ist in Irland tausendfacher Stoff zu Gemälden, wie sie Salvator Rosa schuf; warum gehen die Maler nicht hin? — Es existirt ein eigenes Irisches Alphabet, und wäre die Insel durch ihre Lage von Alters her zur Seeberrschaft berufen gewesen, statt an die äußerste Ecke Europa's, an die Schwelle des Atlantischen Decans, eine Beute für Räuber und Abenteurer aus allen Nachbarländern, hingeworfen zu seyn, wer weiß, ob diese Irische Schrift nicht eine Verbreitung gewonnen hätte gleich der Pöbnaischen. Die Fischer an der Westküste Irlands sind noch von unvermischem Celtischem Stamme, zu ihnen ist die Englische Sprache nicht gedrungen; sie singen noch in echt Irischer Sprache die uralten Balladen und Lieder ihrer Vorden. Warum gehen die Gelehrten, die Sprachforscher nicht hin, diese Ursprache in der Wiege zu studiren? Warum setzt sich kein Dichter zu diesem Völkchen in die niedrige Erdbütte und lauscht den Tönen dieser harmonischen, naiven, naturrischen, so alten und doch so ewig jungen Poesie? — Auch eine eigentümliche Irische Musik würden sie entdecken, die bald in einfachen, klagenden Tonweisen, bald in raschen, munteren Liedersätzen zum Herzen spricht. Es stecken mancherlei Elemente darin: die tiefen Reblaute der Irischen Sprache, das Gemurmel der Seen, der Hall des Echo von den Felsen, die Erinnerung an so viele Volksschicksale und Leiden. Es ist eine Naturmusik; zu ihr gebürte von Anfang an die Harfe von Erin, über welche später der Engel des Christenthums die Flügel gebreitet. Zwar die Harfe ist verstummt, ihre Saiten hängen schlaff oder sind gesprungen; oft jedoch hört man auf der einsamen Spitze eines Berges oder einer Klippe aus entlegenen Hütten die Melodien heraufklingen, die wie im Traume an Irlands alte bessere Zeiten mahnen. Damals, in den Tagen O'Brian's, rühmten die Vorden von der Frömmigkeit und Heiligkeit der Sitten des Irischen Volkes: „Ein Mädchen, jung und schön, mit Armbändern und Diamanten geziert, möge ganz allein die Insel durchwandern, ohne Gefährde ihres Schmuckes und ihrer Keuschheit.“ — Warum ist bei dem Allen Irland vergessen, verlassen, von den Reisenden, den Dichtern, den Künstlern, den Staatsmännern verschmäht, als wäre es ein unfruchtbares, grauenhaftes, von Gott mit Fluch geschlagenes Land?

Ich habe mich bemüht, es kennen zu lernen. Ich habe es durchwandert in allen Richtungen und überall zu beobachten gesucht; von Ost nach Süd, von da nach Westen und Norden habe ich die Kunde gemacht, durch bevölkerte Städte, über Berge, Haiden und wüste Dorfmoore, längs den grünen Ufern seiner Flüsse und Seen und längs den Gestaden des grossenden Meeres. Ich trat in die armseligen hölzernen Kapellen der katholischen Landleute; ich sah sie unter freiem Himmel, zu Füßen eines morschen hölzernen Kreuzes, auf den Knien zu dem Erlöser beten. Ich sah Abends in der Fischerhütte, hörte den Liedern, den Mährchen, den Erzählungen der alten Großväter zu; ich spielte mit den kleinen Kindern, die so blond sind, so hübsch, so sorglos fröhlich, dabei so nackt, so arm; und ich dachte mit Wehmuth daran, wie sie heranwachsen in diesen in die Erde gegrabenen, mit Torf und Lehm bedeckten Hüttern, die man hier Hütten nennt, verloren in Elend und Schmutz, das Hauschwein zum Gespielen und Gesellschafter. Und oft kam ich, das Herz noch von solchem Anblicke beschwert, zur Tafel des Reichthums, des Vornehmen, der 200,000 Morgen Landes sein Eigenthum nennt und berechnet, wie viel Seen, Berge und Wasserfälle er in seinen Besitzungen zählt, wie viel Pferde er in seinen Ställen füttert, wie viel Koppeln Hunde er warten und abrichten läßt, wie viel Rubeln Hirsche in seinen Parks umherlaufen und wie vielen armen Bauern und Pächtern er zu leben giebt — das ist der Ausdruck —, gegen Zins und Steuern und Lebend zu leben giebt. Meine Reise ist noch lange nicht zu Ende, doch weiß ich nun schon Irland und sein ganzes Leid auswendig. Noch widerfährt diesem schönen unglücklichen Lande in der Meinung der Europäischen Welt kein Recht. Auf dem Kontinent führen nur Engländer, nicht Irländer, das große Wort, und sie sprechen von Irland nicht anders, als mit spöttischem Lächeln und verächtlichem Seitenblick. Was sie von Irland Heringschäzigen und Verleumdertischen sagen, wird nicht minder geglaubt, als was sie von England prahlen. Ihre Schuld ist es, daß die Fremden sich abschreckende Vorstellungen von Irland machen, und ihre Schuld, wenn der Reisende, der Irland besucht, auf den ersten Blick jene Vorstellungen bestätigt zu finden meint. Sie haben Irland so gemißhandelt, so unglücklich gemacht, daß seine dürftige Nacktheit gleich in der ersten Stunde dem Fremdling in die Augen fällt und der Schrei des Hungers ihm in die Ohren tönt. Das schreckt zurück. Das unerschöpflichste Mitleid und die aufopferndste, von fürstlichem Reichthum unterstützte Wohlthätigkeit vermag gegen diesen Umfang des Elends nichts; sie reicht nicht aus, Eines Hunger unter Tausenden zu stillen, Eines Blüthe unter Tausenden zu kleiden. Wer reißt, sucht in der Regel Bergwerken, Erminierung, Erholung; hier süßte man sein Herz auf jedem Schritte schmerzlich verläßt, und Wenige mögen eine ganze Reise damit zubringen, Almosen auszutheilen, über die Armen, Unterdrückten zu jammern und die Verblendung der Unterdrückten zu beklagen.

J a v a.

Dschoko Pirangon, der König von Aegypten.
(Eine Javanese Sage.)

Im Lande Bali lebte ein Mann von großer Weisheit; sein Gewerbe war der Landbau, sein Name Dschoko Pirangon. Zu diesem Manne gelangte die Kunde, daß in Aegypten Mangel an Lebensmitteln sey. Da machte er sich auf den Weg nach Aegypten und nahm große Vorräthe von Reis und andrerem Getreide mit. Als er in Aegypten ankam, lernte er dort einen Mann aus dem Dorfe Karas kennen, welches Dorf im Lande Bali lag. Dieser sein Landsmann hieß Kjabu Saman. Dschoko Pirangon zog mit Kjabu Saman zusammen, und sie lebten gemeinschaftlich von ihrem Erwerbe. Als Kjabu Saman die große Weisheit des Dschoko Pirangon bemerkte, ahnte er, daß sein Gefährte einst König werden würde; er bewies ihm die Ehrfurcht eines Unterthanen und that ihm in allen Stücken seinen Willen.

Nachdem Beide durch ihr Geschäft sehr reich geworden waren, beriethen sie sich unter einander. Dschoko Pirangon sprach zu Kjabu Saman: „Willst Du meinem Rathe folgen?“ — „Ja“, antwortete Saman; „welches auch Dein Rath sey, ich gelobe Dir Gehorsam.“ — „Wohl an“, sagte Dschoko Pirangon; „hier in der Hauptstadt wehnt armes Volk in Menge; wie wär' es, wenn wir sie mit Speise und Kleidung versorgten? Gewiß werden sie dann alle uns anhängen! Sorge aber ja, daß es ihnen nicht an Speise und Kleidung gebreche!“ Saman antwortete: „Es geschehe Dein Wille.“ Darauf sammelte Kjabu Saman alles arme und zerklumpte Volk und vertheilte Kleidung und Speise unter dasselbe. Alle traten zusammen und huldigten dem Dschoko Pirangon als ihrem Gebieter.

Als nun Dschoko Pirangon ein Heer beisammen hatte, ließ er auch Waffen unter sie austheilen: wer eine Lanze haben wollte, der bekam eine Lanze, und wer lieber ein Schwert nahm, der bekam ein Schwert. Nachdem sie alle gewappnet waren, gab ihnen Dschoko Pirangon folgenden Befehl: „Besetzt alle Straßen, Krieger, und so der König von Aegypten irgendwo vorbeikommt, fasset ihn gleich und bringt ihn zu mir!“ Darauf besetzten die Krieger alle Straßen und Wege.

Da kam der König von Aegypten eine Nacht auf den Gedanken, in seiner Hauptstadt von Außen und von Innen die Kunde zu machen; er nahm aber kein Gefolge mit. Die Kriegerleute des Dschoko Pirangon wurden bald seiner habhaft; Dschoko Pirangon ließ ihn tödten und

*) Die Sage aus Java, die wir hier mittheilen, und die ohne Zweifel nach einem Arabischen Originale gemodelt ist, findet sich in der Chronikmathe zu Gericke's Javanese Grammatik. (Kerste Grouden der Javanese taal. Batavia, 1831.) Der Verfasser hat den von ihm angezogenen Texten seine Uebersetzung beigelegt.

stießete sich in sein königliches Ornat. Der Leichnam des Königs aber blieb auf der Straße liegen.

Darauf erging ein Befehl des Dschoko Pirangon an sämtliche Magnaten in den Provinzen, sich in der Hauptstadt einzustellen. Alle erschienen und begaben sich in den Palast. Dschoko Pirangon saß auf dem Throne und sprach zu ihnen: „Merket auf, Ihr Magnaten! Euer voriger König ist todt. Wollt Ihr mir nicht glauben, so geht und schauet! Dort in der Straße liegt sein Leichnam.“

Die Magnaten gingen und überzeugten sich, daß Dschoko Pirangon wahr geredet hatte. Nachdem sie den Körper gereinigt und begraben hatten, wurden sie ein zweites Mal in den Palast beschieden. Dschoko Pirangon saß wieder auf dem Throne und sprach zu ihnen:

„Ihr Magnaten Alle! vernehmet den letzten Willen Eures vorigen Königs! Die Herrschaft über ganz Aegyptenland ist an mich vererbt; Ich werde hinüber über Aegypten herrschen! Glaubet Ihr mir nicht, so ist hier der Beweis: Ich trage das königliche Ornat des Verstorbenen!“

Als die Magnaten solches hörten, fürchteten sie sich alle und huldigten dem neuen Könige. Kjabu Saman aber wurde erster Minister. Also war die Herrschaft des Dschoko Pirangon über Aegypten besetzt.

Darauf träumte König Dschoko Pirangon in einer Nacht, er sähe von Jerusalem*) her ein Feuer kommen, das über ganz Aegyptenland sich verbreitete: das Feuer verzehrte den königlichen Palast und die Häuser der Großen und die Häuser der gemeinen Leute dazu. Nur die Wohnung des Sajib Himram blieb unversehrt; Sajib Himram aber und die Seinen waren allein Befenner des Islam, und alle übrige Aegypten waren Heiden. Der König erschraack sehr und erwachte von dem Schrecken, aber die Erinnerung an seinen Traum ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Darauf verlangte der König, daß alle Sterndeuter der Hauptstadt vor ihm erscheinen sollten. Diese folgten seinem Befehl, und der König erzählte ihnen von seinem Throne herab, was er im Traume gesehen. Darauf sprachen die Sterndeuter: „Großer König! die Deutung Deines Traumes ist folgende: Deine Hauptstadt und Dein ganzes Reich werden zerstört werden durch den Sohn eines Befenners des Islam. Derjenige aber, welcher dieses Reich zum Untergang bringen wird, ist jetzt noch nicht geboren: er wird der Sohn eines Befenners des Islam seyn und Nabi Musa heißen.“

M a n n i g f a l t i g e s.

— Literarische Reactionen. Wir theilen in unserem Blatte heute den Anfang einer Legende von Charles Noddy, dem vielersahresnen, durch die Schrecken der Revolution geläuterten und bei aller Strenge der Form doch überaus anmuthigen Schriftsteller mit. Es ist dies ein wohlgemeinter Versuch, dem auf Irwegen befindlichen Geschmack des Französischen Publicums eine bessere Richtung zu geben, keinesweges aber ein Erzeugniß der Frömmerei, oder gar jener Ansicht, welche die Wiedererweckung des Aberglaubens für einen Weg der Rückkehr zum Glauben hält. Die freundliche Legende, die uns hier mitgetheilt wird, ist allerdings nicht ohne ihre Wunder, aber diese haben durchaus nichts Krasses, wovon ein gesunder Sinn unwillig sich abwendet, sondern sie sind in die edeln Formen der Kunst gekleidet, der man so gern auch in das Reich des Ueberirdischen folgt. Ähnliche Versuche sind in Frankreich seit kurzem auch auf anderen Gebieten von einigen wohlmeinenden Schriftstellern gemacht worden. Dazu gehören unter Anderem die Bemühungen Nisard's, seine Landleute wieder mit den Reizen der klassischen Literatur der Alten vertraut zu machen, und dazu müssen wir auch die so eben erschienene neue Ausgabe der „Valerie“ von Frau von Krüdener, mit einer kritischen Einleitung von Ste. Beuve, zählen. Valerie, ein weiblicher Charakter, wie ihn Mad. George Sand gern zum Gegenstand ihrer Darstellungen macht, weiß doch den Leiden, denen sie durch die socialen Uebelstände der Zeit unvermeidlich ausgesetzt ist, auf edlere und menschlichere Weise zu begegnen, als Kelia, Judiana und wie die Spiegelbilder der berühmten neueren Dichterin sonst noch heißen mögen. Dieser Gegensatz ist es, der vornehmlich zur Wiedererweckung des auch durch seine ästhetische Form ausgezeichneten Romanes der Frau v. Krüdener den Anlaß gegeben hat. Uebrigens aber ist Valerie nichts Anderes, als Goethe's Lotte in französischem Gewande, und das Ganze eine Nachahmung des Wertber, nur mit dem Unterschiede, daß es in der großen Welt spielt und das Ansehen eines historischen Gemäldes hat, während das Deutsche Werk als ein Gemälde aus beschränkten ländlichen Kreisen zu betrachten ist. Gustav, der Geliebte Valerien's, deren Gatte eine sprechende Ähnlichkeit mit Lotten's Albert hat, erschießt sich freilich nicht, aber er stirbt doch an seiner Liebe und läßt einen nicht minder tragischen Eindruck zurück. Diesen hat jedoch die Verfasserin auf künstlerische Weise benutzt, um das Gemüth der Leser für die ewigen Wahrheiten der Religion empfänglich zu machen und mit der Veruhigung zu schließen, die in dem Glauben an eine allweise göttliche Leitung der menschlichen Geschichte liegt.

*) In dem Javanese Texten steht hier der Arabische Name Jerusalem, nämlich Baid-el-Muladdes (Beth-hamkadasch) oder das heilige Haus.

*) D. h. der Prophet Mose. In einem anderen Stücke, wo Mose's Flucht und ihre Folgen ohne viele Ausschmückung erzählt werden, sagt Mose zu seinem künftigen Schwiegervater, dem Propheten Sungeb: „Ich bin ein Sohn des Nabi Himram, der in Aegypten wohnt. Dessen Vater war der Nabi Jashar; dessen Vater der Nabi Lamme; dessen Vater der Nabi Jakub; dessen Vater der Nabi Isfat; und Isfat war ein Sohn des Nabi Ibrahim, der die heilige Kaaba in Mekka baute und in der Stadt Babel König und Prophet zugleich war.“

*) Valerie, par Madame de Krüdener, avec une notice de Sainte-Beuve. 2 Vol. Paris, 1837.